

Jan-Dirk Müller

Alte Medien im Blick der neuen – mein Verhältnis zu Bernd Scheffer

In diesem Vortrag dient eine Fotografie von Bernd Scheffer als Anstoß für Überlegungen zum Verhältnis zwischen ‚alter‘ Buchkultur und neueren und neusten Medien. Außerdem wird von der gemeinsamen Geschichte eines Mediävisten und eines Medienwissenschaftlers erzählt.

Ich bin froh, dass meine Rede am Übergang zum persönlichen Abschnitt der Geburtstagsfeier platziert ist, denn zum Thema Medien habe ich wenig beizutragen. Nur wenn man nicht genau hinsieht – und viele Menschen lesen nicht sonderlich genau –, könnte man meinen, Mediävist (das bin ich nämlich) und Medienwissenschaftler sei dasselbe. Als ich an der Hamburger Uni war, wurde ich so zum beliebten Ansprechpartner des Norddeutschen Rundfunks, wenn es um Medienprobleme ging. Und ganz ließ sich das Missverständnis nie ausräumen. Als wir mal ein Minnesangkolloquium veranstalteten, fragte die Interviewpartnerin: „Was tun Sie auf solch einem Kolloquium eigentlich? Singen Sie?“ Etwas Medien muss bei der Mediävistik offenbar sein.

Bisher habe ich von der Distanz zwischen dem Medienwissenschaftler Bernd Scheffer und der Mediävistik gesprochen. Doch jetzt soll von der Nähe die Rede sein. Leitfaden ist das Bild, das Sie jetzt sehen:



Foto: Bernd Scheffer. *Buchseitenbild*¹(1986)

Es trägt die Widmung „Das Buchseitenbild, für Jan-Dirk Müller – für wen denn sonst?“ Als Bernd Scheffer es mir schenkte, habe ich mich sehr gefreut und es gleich in meiner Wohnung aufgehängt. Über die Widmung habe ich erst später nachgedacht.

Das Buchseitenbild: Natürlich sieht jeder, was das Foto darstellt: Gesteinsablagerungen. Der Titel aber lenkt den Blick auf mehr. Tatsächlich, die Gesteinsformation sieht aus wie übereinander gestapelte Buchseiten. Es sind ziemlich ramponierte Bücher. Sie sind nicht nur versteinert, sondern wirken auch vergammelt. Sie sind vorher vermutlich, bevor sie versteinerten, ins Wasser geraten; deshalb sind sie so gewellt. Der Buchblock insgesamt ist ziemlich verzogen. Offenbar hat jemand sie aus dem Wasser gezogen, getrocknet und die Seiten wieder zu stabilisieren versucht. Da gibt es inzwischen, wie man seit dem Einsturz des Kölner Stadtarchivs weiß, sehr gute Verfahren. In diesem Fall aber ist er (oder sie: bleiben wir gendermäßig korrekt) bei der Restaurierung ein bisschen zu weit gegangen, und jetzt kriegt man die Faszikel nicht mehr auseinander. Sie kleben aufeinander wie Gesteinsschichten. Man denkt vielleicht an den Schluss von Foucaults *Les mots et les choses* und das Verschwinden des Menschen. Das Bild zeigt das Verschwinden der Buchkultur. Sie

¹ Der Originaltitel des Fotos lautet: *Norwegen Bücher 2*

wird, jedenfalls sagen uns das die Euphoriker der Neuen Medien, irgendwann wirklich nicht mehr sein als ein versteinertes Sediment. Wenn das so wäre, wäre die Widmung „[...] für Jan-Dirk Müller – für wen denn sonst“ ziemlich unfreundlich Und deutlich: Für wen denn sonst diese verrotteten Bücher als für einen Mediävisten, dessen Interessen sogar noch vor der vorletzten Medienrevolution liegen, vor dem Buchdruck, im Manuskriptzeitalter? Auf dem Bild scheint es sich allerdings eher um gedruckte Bücher zu handeln. Die Codices, mit denen wir Mediävisten uns befassen, sind meist in viel besserem Zustand als die auf dem ‚Buchseitenbild‘, und sie werden sorgfältig gepflegt. In der kürzlich zu Ende gegangenen Ausstellung der Hypokulturstiftung raunte man von mehreren Milliarden Wert der frühmittelalterlichen Exponate, da kommt kein Blog mit. Trotzdem: Das ist nur der Materialwert, und er scheint sich umgekehrt proportional zur kommunikativen Bedeutung zu verhalten; denn was man in den Handschriften auf kostbarem Pergament sehen konnte war immer wieder der blattgoldgeschmückte Anfang eines der Evangelien. Wer die Botschaft selbst lesen will, braucht den Codex nicht. Er findet sie weit zugänglicher und zuverlässiger in einer modernen Ausgabe des Bibeltextes. Oder besser noch gleich im Netz. Frühmittelalterliche Cimelien sind etwas für schrullige Liebhaber. Alt ist alt. Dafür sind Spezialisten zuständig – wer denn sonst?

Und einer von denen soll jetzt Bernd Scheffer feiern, den aus seiner Sicht unvorstellbar jungen Kollegen von 65 Jahren.

Wir kennen uns schon sehr lange. 1977 kam ich auf der Flucht vor dem baden-württembergischen Wissenschaftssparhaushalt nach Bielefeld, wo Bernd Assistent war. Jacques Derrida wurde einmal zu einer Konferenz ‚The state of theory‘ in Kalifornien eingeladen und eröffnete seinen Vortrag dort mit der Einsicht: „The state of theory, that’s California“. Wenn es eine Konferenz mit dem Thema ‚The place of theory‘ gegeben hätte, z.B. ‚The place of theory in the knowledge of the humanities‘, dann hätte man analog sagen müssen: „The place of theory, that’s Bielefeld“. Ein Mediävist passte eigentlich nicht nach Bielefeld. Er stand von vorneherein im Verdacht, eine Art trojanisches Pferd zu sein, aus dessen Bauch das grässliche Gespenst der Re-philologisierung hervorzukriechen und die Reformuniversität zu ruinieren drohte. Man brauchte den Mediävisten

wegen der Prüfungen in der Lehrerbildung, so wie man noch ein paar andere Historiker brauchte. Diese Leute hatten zu zeigen, dass sie, abgesehen von ihren skurrilen Interessen, ganz umgänglich waren und man sich mit ihnen unterhalten konnte.

Man hing der Avantgarde an. Thomas Mann und Max Frisch waren liebenswerte Fossilien, auf dem Niveau etwa von Johannes Mario Simmel. Relevante zeitgenössische Autoren waren sie nicht. Was sollten da Wolfram von Eschenbach und Walther von der Vogelweide? Es gab andere Götter: Heißenbüttel, Gehrken, Pastior. Für mich erschloss sich eine neue Welt, und ich vermerkte vor allem dankbar, dass es auch eine Germanistik geben konnte, in der Goethe und die Goethezeit nicht wie gottgegeben im Zentrum thronen. Einer dieser anderen Germanisten war Bernd Scheffer. D.h., man war dort eigentlich kein Germanist, man war Literaturwissenschaftler, und nur als solcher ging auch ein Mediävist noch eben durch.

Bernd hatte sein Büro neben meinem. Wir haben damals viel miteinander geredet und uns angefreundet, so dass es eigentlich gleich weitergehen konnte, so als wären wir nie unterbrochen worden, als wir uns nach etwa anderthalb Jahrzehnten in München wiederbegegneten. Wir verabredeten uns regelmäßig zu Essen, beredeten auch persönliche Dinge, waren einmal gemeinsam mit unseren Söhnen Skilaufen. Geblieben war aber vor allem das Interesse für das, was der andere machte. Jetzt waren freilich die Claims, anders als damals in Bielefeld, wohl definiert: Bernd war zuständig für Medienwissenschaft, zu der sich die deutsche Philologie damals noch recht zaghaft öffnete, und ich vertrat die hardcore-Philologie der Mediävistik; er die neuen audiovisuellen Medien, ich alte Bücher.

Die friedliche Koexistenz fordert dazu auf, noch einmal über das Bild nachzudenken. Was sagt es über den Blick vom Neuen auf das Alte aus? Ein bisschen abgenutzt sind die Bücher, das habe ich schon gesagt, aber eben auch ziemlich fest. Die Katastrophe, die sie hinter sich haben, vielleicht mal wieder eine Sintflut, hat die Bücher beschädigt, aber es gibt sie noch. Das Foto dokumentiert sie noch in ihrem beschädigten Zustand und bringt damit wesentliche Eigenschaften der Buchkultur zur Anschauung, nämlich ihre Dauerhaftigkeit. Schließt das nicht auch eine Aussage über die in elektronischen Medien gespeicherten Daten ein, über deren langfristige Sicherung sich kaum jemand Gedanken macht? Werden sie später nicht

einmal bloße Gesteinsablagerungen sein, sondern schlicht verschwinden?

Die Fotografie, jedenfalls in der Form des auf einem speziellen Papier entwickelten Bildes, steht als Medium historisch zwischen den beiden Extremen virtueller und materieller Speicher. Sie verwandelt Lichtreize, die die Kamera aufgenommen hat, in ein anfassbares Objekt. Diese Materialität kann selbst noch mit Hilfe von Digitalkameras hergestellt werden, auch wenn deren Produkte zunehmend nur noch virtuell gespeichert werden. Weil das so ist, gibt es am Montag eine Vernissage von Bernd Scheffers Fotoarbeiten. Auch unter den Bedingungen neuer technischer Möglichkeiten gibt es also das Bedürfnis, aus der Flut der Bilder, die in vielen Fällen zwar gespeichert, aber nie mehr angesehen werden, einzelne auszuwählen, sie aus der bloßen Virtualität in einen visuell wie auch haptisch verfügbaren Gegenstand zu überführen, um in ihnen den Blick des Fotografen auf diese Welt zu dokumentieren und das Auge des Betrachters an diesem Blick zu schulen.

So betrachtet, zeigt das ‚Buchseitenbild‘ eine Komplementarität zwischen den alten und den neuen Medien. Was im einen Fall aus der Versteinerung zu neuem Leben erweckt werden müsste, muss im anderen verdauert werden. Das Bild reflektiert die Bedrohtheit, aber auch die Festigkeit der Speicherung kultureller Überlieferung. Es ist bekannt, wie wenig gesichert das Überleben dessen ist, was wir täglich kommunizieren, was wir als erinnerungswürdig sammeln und was wir an Erkenntnissen produzieren. Die Datenbanken, die unsere Exzellenzwissenschaften erarbeiten, sind, geschieht nichts, ebenso von der Zerstörung bedroht wie die vielen alltäglichen Lebensvollzüge, die wir ins Netz stellen und die im Netz ihre Wirkung entfalten sollen. Speicherung und Vergessen von Erinnerung hängen eng zusammen.

Übrigens ist das ein Problem, das in der Geschichte der Medien immer wieder auftrat. Kulturpessimisten sagten neuen Medien immer schon nach, die Traditionen zu zerstören. Schon Platon kritisierte im Phaidros, dass die Erfindung der Schrift das allgemeine Vergessen förderte. Später, als die gemeißelten Epigramme von Tempeln und Steinmonumenten in die Rotuli der antiken Schrifttradition wanderten, wurden die Texte der Anfälligkeit des Papyrus überantwortet. Und trotzdem konnte Horaz über seine Gedichte

sagen: Ich habe ein Monument geschaffen, dauerhafter als Erz und höher als die Pyramiden². Auch bei der Erfindung des Buchdrucks gab es Apokalyptiker. Der Abt Johannes Trithemius glaubte in seinem Lob der Schreiber, mit dem Niedergang der Handschriftenkultur durch den Buchdruck werde die Kultur insgesamt untergehen. Das gedruckte Buch sei eine *res papirea*, eine Sache vergänglich wie Papier (wodurch er ein Prophet des Papierfraßes im 19. Jahrhundert wurde). Nun, die Kultur ist damals nicht untergegangen, und sie wird es auch heute nicht tun, jedenfalls nicht aus diesem Grunde. Vielmehr hat sich gezeigt, dass neue Medien das Potential der alten steigern konnten, ihre Verfügbarkeit, ihre Wirkungsmöglichkeiten. Die Inschrift, die ein einzelner Wanderer gelesen hatte, wurde jetzt überall in literaten Kreisen verbreitet. Was die kostbare Handschrift mitzuteilen hatte, wurde Allgemeingut einer alphabetisierten Welt. Und das seltene und kostbare Buch muss man heute nicht mehr an seinem Aufbewahrungsort aufsuchen, sondern kann es im Netz überall benutzen.

Das ‚Buchseitenbild‘ reflektiert insofern den Medienumbruch und bilanziert die damit verbundenen Verluste und Gewinne. Es tut das in einem Medium, das Virtualität in Materialität verwandelt. Es ist nicht nur ein schönes Bild, sondern Argument in einer Diskussion, die wohl noch lange offen bleiben wird.

Es bleibt mir, noch ein paar Worte zum Einschnitt zu sagen, den wir heute feiern. Unser Staat erlaubt sich den Luxus, Leute, die noch ganz gut weiterarbeiten könnten in den Ruhestand zu schicken, den wohlverdienten noch dazu. Es ist klar, dass Platz für jüngere Leute geschaffen werden muss, denn sonst sähen die Universitäten bald so aus, wie die vermeintlichen Bücher auf unserem Bild, leicht verknauscht, aber von steinerner Unbeweglichkeit. Trotzdem ist für eine so rapide alternde Gesellschaft die Freisetzung von Menschen, die durchaus noch etwas arbeiten können, nicht unproblematisch und ruft Gefahren herauf, an deren Bewältigung niemand sich herantraut. Die Pensionäre haben auf den Ausschluss vom Arbeitsle-

² Vgl. Horatius Quintus Flaccus. „Ode III, 30“. *Horatius Quintus Flaccus . Sämtliche Werke. Lateinisch-Deutsch*. Hg. u. mit einem Nachweis von Bernhard Kytzler. Stuttgart: Reclam 2006, S. 202f.

ben mit der Rede vom ‚Unruhestand‘ reagiert, mit einem Wort, das ich hasste, bis ich erfuhr, was es meint. In diesen Unruhestand wirst Du heute entlassen. Damit sollte nicht gemeint sein, dass Du leere Betriebsamkeit entfalten sollst oder einfach so weitermachen wie bisher; das geht eh nicht, und ist auch nicht gut. Die Veranstaltung heute hat gezeigt: Es gibt ein Leben jenseits der Germanistik. Wenn ich mir Deine Fotos ansehe, Bernd, kann ich mir dieses Leben gut vorstellen. Darum, dass es gelingt, ist mir bei Dir nicht bange. In diesem Sinne herzlichen Glückwunsch und alles Gute.